

«Priesterliche Existenz»

Predigt zu 2. Mose 19,1-6
10. Sonntag nach Trinitatis - Israelsonntag
8. August 2021
Pfarrerin Caroline Schröder Field
Basler Münster

«Genau drei Monate nach dem Auszug aus Ägypten kamen die Israeliten in die Wüste Sinai. Sie waren von Refidim aufgebrochen und erreichten nun die Wüste Sinai. In der Wüste schlugen sie ihr Lager auf. Dort lagerte sich Israel am Fuss des Berges, Mose aber stieg zu Gott hinauf. Da rief ihm der HERR vom Berg aus zu: 'Sag es dem Haus Jakob! Verkünde es den Israeliten: Ihr habt gesehen, was ich den Ägyptern angetan habe. Euch aber habe ich wie ein Adler auf Flügeln getragen und hierher zu mir gebracht. Hört jetzt auf meine Stimme und haltet meinen Bund! Dann sollt ihr mein Eigentum sein unter allen Völkern. Denn mir gehört die ganze Erde.⁶ Ihr aber sollt für mich ein Volk von Priestern sein, ein heiliges Volk.' Diese Worte sollst du den Israeliten sagen.»

Ein Volk in der Wüste. Eben noch in Gefangenschaft. Doch nun befreit. Den ägyptischen Sklavenhaltern entwunden. Am Schilfmeer ist es Zeuge eines Wunders geworden. Die übermächtigen Verfolger waren ihnen auf den Fersen. Am Schilfmeer endete die Flucht. Da teilten sich die Fluten, als könnte Wasser einfach so eine Mauer bilden. Und auf einmal war da ein Weg, und das Volk zog trockenen Fusses ans andere Ufer. Dort rieb es sich die Augen, konnte es kaum glauben. Aber es kam noch besser. Der Boden erzitterte durch die herannahenden Soldaten des Pharaos. Auch sie wagten sich auf den trockenen Grund des Meeres, dem geflohenen Volk hinterher. Da stürzte das Wasser über ihren Köpfen zusammen, riss die Männer von ihren Pferden, riss ihnen die Waffen aus der Hand, riss sie in den Tod. Am jenseitigen Ufer standen Männer, Frauen, Kinder. Die Frauen erfassten es zuerst. Eine fing an zu singen, jubelte, nannte es eine Gottestat. Ihr Lied ist ultrakurz und gehört zu den ältesten Texten der Bibel: „Lasst uns dem HERRN singen, denn er hat eine herrliche Tat getan; Ross und Mann hat er ins Meer gestürzt.“ (2. Mose 15,21)

Zwei, drei Monate vergehen. Das Volk ist in der Wüste, am Sinai. Es lagert am Fusse eines Berges. Gleich erlebt es seine Geburtsstunde. Bis jetzt waren sie eine Schar geflüchteter Menschen. Bald werden sie zu Gottes Volk. Gott, der Befreier, wird mit diesem Volk einen Bund schliessen. Er wird sich ihm verpflichten, und das Volk wird sich seinerseits Gott verpflichten. Auf das Wunder der Befreiung folgt das Wunder des Bundes, einer ganz einzigartigen Nähe zwischen dem einen, universellen Gott und einem Volk, das noch auf keine ruhmreiche Geschichte zurückblicken kann und das noch nicht einmal eigenes Land besitzt.

Man könnte sich das ja auch ganz anders denken. Die Geflohenen haben ja sicher irgendwelche Sachen mitgeführt. Zum Beispiel Abbilder ihrer Stammesgötter. Es wäre noch verständlich, wenn Israels Gott wenigstens ursprünglich so ein Stammesgott gewesen wäre, der nach und nach die Reichweite seiner Herrschaft erweiterte, bis man ihm schliesslich zumuten kann, die ganze Welt geschaffen zu haben. Aber der Gott, der die Streitmacht der Ägypter im Schilfmeer versenkte, ist kein Stammesgott, der Karriere macht. Es ist gerade umgekehrt. Israel begegnet in der Wüste einem Gott, der sich noch nie in ein Zelt hatte packen lassen. Der noch nie einem einzigen Volk gehört hatte. Der Gott, der gleich in Feuer und Rauch auf den Sinai herabkommen wird, dieser Gott ist kein

Stammesgott, sondern Herr über alle Völker. Und er erwählt sich ausgerechnete diese Flüchtlinge. Ihnen will er sich zeigen, ihnen will er sich mitteilen.

Gerade weil Gott diese allumfassende Reichweite hat, gerade weil er der Schöpfer des Himmels und der Erde ist, ist es erstaunlich, ja geradezu anstößig, dass er sich einem einzigen Volk in besonderer Weise verpflichtet. Wie ein Mann sich einer Frau verpflichtet, verpflichtet sich Gott Israel. Ist das nicht zu klein gedacht? Gewiss, Gott bleibt diesem Volk gegenüber souverän. Der Bund beruht auf einer Beziehung ungleicher Partner. Gott umgibt sich mit der ganzen Fülle mächtiger Naturgewalten: Donner, Blitz und Erdbeben. Und das Volk darf sich ihm nur bis zu einer bestimmten Grenze nähern: „Bis hierher und nicht weiter“, muss Mose dem Volk einschärfen.

Gottes Nähe ist nicht kuschelig. Man muss sich darauf vorbereiten, „heiligen“. Ist Gott nahe, wird es brenzlich. Menschen haben ein Sensorium dafür, dass sie vergehen müssen, wenn Gott wirklich in der Nähe ist. Petrus hatte das einmal erkannt, als er nach einem Fischzug Jesus nicht mehr nur als einfachen Menschen sehen konnte. Als ihm vor lauter Fischen die Netze rissen. Das konnte in den Augen des erfahrenen Fischers nur ein Wunder sein, ein Wunder von derselben Kategorie wie das Schilfmeerwunder seiner Vorfahren. Und Wunder kündigen seismographisch die Nähe Gottes an, und nirgends erkennt sich der sündige Mensch so radikal und durchgreifend wie im Augenblick der Gottesnähe. „Herr, geh weg von mir! Ich bin ein sündiger Mensch!“ ruft Petrus aus, als er Jesus zu Füßen fällt. Nein, Gottes Nähe hat nichts Kuscheliges. Eher etwas Erschreckendes. Der natürliche Impuls des Menschen ist, sich dieser Nähe zu entziehen. Geh weg von mir!

Einiges spricht dagegen, dass sich Gott einem bestimmten Volk annähern könnte. Gottes Universalität droht verlorenzugehen, wenn sich Gott aus der Völkerwelt eines herausgreift und es anders behandelt als den Rest der Welt. Und dann ist da noch die grundsätzliche Unverträglichkeit von Gott und Mensch, diese unüberschreitbare Grenze, vor der jede Kommunikation zusammenbricht. Alles spricht also dagegen. Eine besondere Liebe Gottes zu einem einzigen Volk: nein! Es wäre einerseits ungerecht und andererseits nicht erzählbar. Doch gegen alle Wahrscheinlichkeit und gegen alle Vernunft: es wird erzählt. Ja, die Erzählung vom Auszug Israels aus Ägypten, die Erzählung vom Bundesschluss am Sinai ist so etwas wie die Urerzählung aller Erzählungen des Ersten Testaments. Und auch wenn es bis heute die Völker zur Weissglut bringt: es wird kein anderes Volk Gott je so nahe sein wie diese in der Wüste ausgesetzten Menschen, die seit biblischen Zeiten den Namen Israel tragen.

Gott mag universell sein, wie Christen und Muslime es glauben. Aber das hindert Gott nicht daran, sich einem ganz bestimmten Volk vertraut zu machen. Einem ganz bestimmten Volk Treue zu versprechen. Der bloße Gedanke einer solchen Intimität zwischen Gott und Israel kann böse Anstoss erregen. Selbst wenn man dabei das biblische Volk *nicht* mit dem modernen Staat Israel gleichsetzt. Selbst dann erzeugt der Gedanke, Gott habe ein bestimmtes Volk bevorzugt, unwilliges Stirnrunzeln. Entweder unwilliges Stirnrunzeln oder Staunen. Die Schriften des Ersten Testaments sind durchzogen von Spuren solchen Staunens. Staunend erkennt Israel an, dass ihm Gottes besondere Zuwendung gilt. „Ausgerechnet wir!“ Hören wir die Erwählten stammeln. Wir sind doch von geringer Bedeutung, haben einen stets angefochtenen Platz im Weltgeschehen. Man möchte uns gar weghaben (Psalm 83,5). Und ausgerechnet uns hat Gott mit seinen Weisungen beschenkt. (Psalm 147,19+20) Warum das?

Eine Antwort lautet: Weil Gott eben frei ist. Weil er frei ist auch in seiner Zuwendung. Weil er frei ist zu lieben, wen er lieben will. Und weil er seine Liebe vor keinem Menschen rechtfertigen muss. Das ist ja eigentlich die Würde und das

Recht der Liebe, dass sie ihre Gründe nicht offenlegen muss, ja, dass sie ihre Wahl trifft und zu ihrer Entscheidung steht, auch wenn von aussen betrachtet, niemand nachvollziehen kann warum.

Die Völker fühlen sich gekränkt und beleidigt, weil sie meinen, sie seien durch die besondere Geschichte, die Gott mit Israel eingegangen ist, ausgeschlossen. Liebe hat immer etwas Einseitiges. Und jeder Akt der Erwählung hat eine Rückseite, und das ist die Verwerfung. Vor dem erwählten Volk fühlt sich der Rest der Welt verworfen, und das ist ein naheliegender Impuls, aber auch ein komplettes Missverständnis. Gottes erwählendes Handeln ist widerborstig. Es wirft unserem Verstand den Fehdehandschuh hin.

Gewiss, Israel ist das kleinste unter den Völkern. (5. Mose 7,7f.) Na und? Macht es Gott etwa kleiner, sich das kleinste unter den Völkern gewählt zu haben? Hätte Gott es nötig gehabt, sich, wenn überhaupt, an eine Supermacht zu binden? Gott ist also frei, gerade, indem er *diesen* Bund schliesst, gerade, indem er sich liebend an Israel bindet. Er verliert durch diese Bindung kein Stück seiner Freiheit, im Gegenteil, er hält sie uns Stirnrunzlern nachdrücklich vor Augen. Das ist die eine Antwort.

Der Predigttext selber gibt noch eine weitere Antwort. Die Befreiung aus der Sklaverei, das Schilfmeerwunder war erst der Anfang. Die Befreiten sollen zu etwas gut sein. Sie haben unter den Völkern der Erde einen einzigartigen Auftrag. Sie werden ein Volk von Priestern sein.

Und diesem rätselhaften Satz möchte ich nachspüren. Denn er könnte auch uns betreffen. Er könnte uns betreffen, obwohl uns das Priestertum weiss Gott wie fremd geworden ist. In der reformierten Kirche sprechen wir von Pfarrern und Pfarrerinnen. Die Katholiken haben Priester, wir haben Pfarrer. Und die Priester in der katholischen Kirche sind Männer – immer noch ausschliesslich Männer –, denen der Zölibat auferlegt ist, die Teil einer Hierarchie sind und sich vom Kirchenvolk abheben durch einen besonderen Dienst am Altar, den nur sie versehen dürfen. Ausgesonderte sind sie, die Priester. So, wie Mose ausgesondert war, vor den Pharaos zu treten und in Gottes Namen zu fordern, Israel freizugeben. So, wie Moses älterer Bruder Aaron ausgesondert war, Priester zu sein und dieses besondere Amt seinen Nachkommen weiterzugeben.

Das Priestertum ist eine spezielle Institution. Es überrascht, dass nun auf einmal ein ganzes Volk berufen sein soll, diesen Dienst zu leisten. Aber genau das haben wir eben gehört. „Ihr sollt für mich ein Volk von Priestern sein.“ Als dürfe dieser Dienst nicht an Einzelne wegdelegiert werden. Als stünden alle in der Verantwortung. Als gäbe es keine Grenze des Geschlechts oder des Alters oder der Bildung oder des sozialen Status. Zum Bund, den Gott mit Israel schliesst, gehört das Priestertum aller. Und das kommt uns Evangelischen doch bekannt vor. Heisst es doch seit der Reformation, es gebe ein „Priestertum aller Gläubigen“.

Das „Priestertum aller Gläubigen“ – was könnte damit gemeint sein, wenn es mehr ist als bloss die Aufhebung der innerkirchlichen Hierarchie? Was könnte damit gemeint sein, wenn es nicht nur darum geht, die geistige und räumliche Schranke zwischen den geweihten Amtsträgern und dem gemeinen Kirchenvolk aufzuheben? Nun, schlagen wir eine Schrift ganz weit hinten im Neuen Testament auf, nämlich den Hebräerbrief, dann ist Jesus Christus der einzige, für uns relevante Priester. Jesus Christus, der, historisch gesehen, der Priesterkaste gar nicht angehörte, er, ist für uns der eine Priester, der uns die Brücke zu Gott baut, ja, der für uns die Brücke zu Gott *ist*. Und weil wir ihm angehören, weil wir ihm durch die Taufe angehören, darum haben wir Anteil an seinem priesterlichen Amt. Darum werden auch wir zu Brückenbauerinnen und Brückenbauern. Nicht durch eine spezielle Ausbildung, nicht durch unser Geschlecht, nicht durch Alter und sozialen Status, sondern einfach durch die Taufe. Christliche Existenz *ist* priesterliche Existenz, ist

Brückenbauer-Existenz. In ihr werden Menschen durchlässig für Gott. Für einen Gott, vor dem sie vergehen müssten, wenn es da nicht diese Brücke gäbe.

Aber gehen wir noch einen Schritt zurück. Warum braucht es die priesterliche Existenz? Warum braucht es überhaupt eine Brücke?

Priester vollziehen Handlungen, bringen Opfer, um Menschen mit Gott zu versöhnen und umgekehrt. Solange es Sünde gibt, braucht es Priester. Sünde als trennender Riss zwischen Gott und Mensch, vom Menschen bewusst oder unbewusst verschuldet. Und es gibt keinen anderen Weg, diesen Riss zu heilen, als die Vermittlung durch den Priester. Heute leben wir nicht mehr in einer Welt der Sünde, sondern der Schuldgefühle. Schuldgefühle können wegtherapiert werden. Für die Sünde braucht es den Priester, die Priesterin. Nicht das Geschlecht ist entscheidend, sondern das klare Bewusstsein, stellvertretend für einen Mitmenschen, ja, stellvertretend für ein ganzes Volk vor Gott zu treten. Sich in jene Gottesnähe zu begeben, in der es gefährlich wird und die sich nicht vergleichen lässt mit unseren harmlosen Sehnsüchten nach Spiritualität.

Wie genau, mögen Sie jetzt fragen, wie genau sieht dieses priesterliche Handeln aus, wenn es nicht mehr an einen Opferkult gebunden ist? Wie genau sieht es aus in einer Welt, deren Sündenerfahrung zusammengeschrumpft ist zu einem gelegentlichen schlechten Gewissen, zu Schuldgefühlen, für die wir uns schämen, weil sie uns störend in die Quere kommen?

Wie genau sieht dieses stellvertretende, priesterliche Handeln aus, wenn alle, wirklich alle Getauften dazu berufen sind, wenn es nicht an ein bestimmtes Amt gebunden ist? Wenn Sie selbst dazu ermächtigt sind, einfach, weil auch Sie Teil des Bundes sind, den Gott mit seinem Volk geschlossen hat? Wenn wir als Kirche an der Seite Israels stehen, nicht nur als Zeuginnen und Zeugen seiner Geschichte, sondern als Mitangesprochene, als von Gott Mitgemeinte? Wenn wir die Worte aus dem 2. Buch Mose auf uns beziehen, auf unser Leben, auf unsere Lebensmöglichkeiten? „Ein Volk von Priestern sollt ihr sein!“ Wenn dieses Wort auch uns gilt. Jeder und jedem von uns:

Was macht unser Leben priesterlich?

Dass wir für andere eintreten, damit in ihrem Leben der Riss, der sie von Gott trennt, kleiner wird.

Dass wir für andere eintreten, damit der Riss, den heute kaum jemand noch wahrhaben will, kleiner wird. Kleiner nicht, indem wir ihn leugnen, sondern indem wir ihm unerschrocken entgegentreten.

Nicht alle können das. Es gibt Menschen, die den Riss noch nie gespürt haben und die ihn nie spüren werden. So wie die Mehrheit der Völker den Gott Israels nicht kennt, nicht die geringste Ahnung von ihm hat. Die Befreiten aber, die Gottes Tat am Schilfmeer erlebt haben, die Befreiten, denen Christus als der Auferstandene die Augen auftrat, die fallen aus dem Rahmen, wie eine Minderheit immer aus dem Rahmen fällt. Sie sind anders. In der Sprache der Bibel: „Erwählt.“ Erwählt, nicht um sich über den Rest der Welt zu erheben. Erwählt, um für sie da zu sein. Sie sind für die anderen da:

- in einem Gebet, in dem ich den Namen eines Menschen, um den ich mich Sorge, himmelwärts denke.
- oder im Zuhören. Indem ich gleichsam Gott meine Ohren leihe, damit Gott hört, wie es diesem Menschen geht. Zuhörend lege ich Gott einen Menschen ans Herz und bitte inständig darum, dass sich über dem Riss der Entfremdung eine Brücke zeigen möge.
- oder im Glauben, der sich an das hält, was man nicht sehen kann, und dies stellvertretend tut für all jene, die bis zu ihrem letzten Atemzug dem Glauben nichts abgewinnen können.

- oder in der Liebe, die Menschen dazu bewegt, einen Bund miteinander zu schliessen und in deren Jawort zueinander auch die Schöpfung inbegriffen ist: die zerklüftete Welt, die leidende Kreatur, die künftige Generation sowie die eigenen Eltern samt ihren guten und gescheiterten Absichten.

Und das bringt mich auf den Gedanken, dass es ein moderner Irrglaube ist, Liebende hätten nur einander und ihre Liebe sei nur für sie selbst relevant. Genauso wie es ein alter Irrglaube ist, mit Gottes Erwählung sei unvermeidlich die Verwerfung auf dem Plan.

Denn wie sich die Liebe zweier Menschen für andere öffnet, zum Beispiel für ihre Kinder,

wie sich die Liebe Gottes, des Vaters, für seinen Sohn öffnet, damit aus zweien ein Drittes werde: Gott Vater, Sohn und Heiliger Geist –

so könnte doch auch die Liebe Gottes zu Israel alles andere als ausschliessend sein. Sie könnte vielmehr eine heilvolle Bedeutung haben für alle Völker. (Psalm 87, Psalm 98)

Und würden die Völker das erkennen, wäre es die Grundlage eines Friedens, der höher ist als alle Vernunft.